Der neufranzösische Militarismus.

Von H. H. Von Mellenthin.

Das Knallen mit der Vertragspeitsche und das Rasseln mit dem Säbel. — Patriotarden des Schutzbedürfnisses. — Auf der Suche nach „Garantien". — Die Epigonen Clemenceaus und Tardieus. — Gift und Galle gegen Amerika. — Kein Drehen und Deuteln am Versailler Vertrag. — Rheinbund-Propaganda. — Das Gespenst der Vergeltung. — Frankreichs Einmarsch in Deutschland.

Frankreich fuchtelt den Deutschen mit den Artikeln des Versailler Friedensvertrages vor den Augen herum und möchte ihnen damit nur allzu gern um die Ohren hauen. Mit irgend einem Artikel knallt die Peitsche fast ununterbrochen. Jetzt wird die Knallerei mit den Artikeln des Vertrages besorgt, welche der deutschen Regierung nicht gestatten, in der neutralen Zone des Rheingebiets Truppen zu halten. Es handelt sich für die deutsche Regierung um eine rein interne Angelegenheit. In dem rheinisch-westfälischen Kohlengebiet ist eine Aufstandbewegung losgebrochen, wird Bolschewismus gespielt. Da solches Spiel immerhin etwas gefährlich ist, macht sich die deutsche Regierung an dessen Unterdrückung. Dazu ist natürlich der Einmarsch deutscher Truppen in die neutrale Zone, soweit sie geographisch mit dem Aufstandsgebiet zusammenfällt, notwendig. Klatsch! — wird der deutschen Regierung mit verschiedenen Artikeln des Friedensvertrages um die Ohren geknallt. Nach Foch wird gerufen. Der Marschall von Frankreich begeht die Heldentat, eine Reihe deutscher Städte in der neutralen Zone besetzen zu lassen, um eine „Garantie" dafür zu schaffen, daß die deutschen Regierungstruppen die Zone alsbald wieder verlassen. Der Marschall von Frankreich, welchem, als Generalissimo der alliierten und assoziierten Armeen, aller Ruhm für die Beendigung des Großen Krieges zugesprochen und mißgönnt worden ist, muß heute mit der Peitsche knallen und dem Säbel rasseln.

Das ist der neufranzösische Militarismus.

Präsident Wilson hat in seinem Schreibebrief vom 8. März an den Bundessenator Hitchcock über die Bedeutung des Artikels X des Völkerligapaktes und die Folgen seiner Ablehnung, auch von dem französischen Militarismus gesprochen. Es heißt da: „Es darf nicht außer Acht gelassen werden, Herr Senator, daß dieser Artikel einen Verzicht mächtiger, mit uns im Kriege assoziierter Nationen auf unbegründete Ambition darstellt. Daß ein derartiger Verzicht ohne diesen Artikel erzielt werden könnte, dürfte nichts weniger als gewiß erscheinen. Militärischer Ehrgeiz und imperialistische Politik sind keineswegs beseitigt, selbst nicht aus dem Rat der Völker, in die wir das größte Vertrauen setzen und mit denen an der weiteren Erledigung der Friedensaufgaben zusammenzuarbeiten wir den aufrichtigsten Wunsch hegen. Bereits im Verlauf der Konferenzsitzungen in Paris offenbarte es sich, daß eine Militärpartei unter höchst einflußreicher Führung im französischen Rat an Einfluß zu gewinnen trachtete. Damals wurde diese Partei mit ihren Ansprüchen zurückgewiesen. Heute hat sie sich der Kontrolle bemächtigt."

Das „Damals" war die Zeit Clemenceaus, dessen feine Hand und robuster Sinn in den Vertrag hineinschrieben, was die französischen Militaristen und Imperialisten wünschten und bitterten. Diese „Kontrolle" wird heute ausgeübt von den Peitschenknallern und den Säbelrasslern. In der Sprache dieses neufranzösischen Militarismus redete „La Liberté", als sie, mit vielen anderen Kündern der öffentlichen Meinung Frankreichs, auf die obige Auslassung des Präsidenten der Ver. Staaten die folgende Antwort gab: „Wir haben das Wort zuvor gehört, es war von Deutschland zu uns herübergedrungen. Es sind die Deutschen, welche bis zu diesem Augenblick die Franzosen des Militarismus und des Imperialismus beschuldigen. Präsident Wilson hat sich während der Friedenskonferenz daran Genüge getan, sich mit seiner ganzen Macht der Errichtung von Garantien zu widersetzen, welche wir auf dem rechten Rheinufer zum Schutz gegen einen eventuellen neuen deutschen Ueberfall beanspruchten."

Das ist der Geist des neufranzösischen Militarismus, welcher sich überall nach Schutz umsieht, der bei jeder Gelegenheit nach Foch ruft und voller Aengstlichkeit einem „eventuellen neuen deutschen Ueberfall" entgegensieht. Aus der Besorgnis, daß Deutschland einmal Rache nehmen werde und daß Frankreich dann ganz allein stehen müsse, ist der neufranzösische Militarismus erwachsen. Das zunehmend beängstigende Gefühl des Alleinseins läßt den Säbel rasseln und die Peitsche knallen. Frankreich, das so schwere Opfer gebracht und so heroische Bravour bezeigt hat, fühlt, daß es bei der Verteilung der Beute zu kurz kommt, und will sich nun wenigstens das Pfund Fleisch sichern, das ihm im Vertrag von Versailles zugemessen worden ist. Noch ist Frankreich nicht zur klaren Erkenntnis gekommen, daß die Fortdauer der Feindschaft mit Deutschland ausschließlich Wasser auf Englands Mühlen trägt, weil dadurch eine Verständigung der Kontinentalmächte untereinander verhindert wird.

Mit dem Ehrgeiz auf die Errichtung der Hegemonie über das europäische Festland war das siegreiche Frankreich auf die Pariser Friedenskonferenz gezogen. Viel ist auf den Wunsch des Militarismus und das Diktat des Imperialismus in den Friedensvertrag hineingeschrieben worden, was heute bereits auch von den Genossen des Bundes ganz anders gedeutet wird. Manch eine Forderung hat sich Frankreich in dem Vertrage zugestehen lassen, deren Unerfüllbarkeit heute bereits festgestellt worden ist.

Der Pariser „Gaulois" hatte den Hinweis des Präsidenten Wilson in dessen Schreiben an Senator Hitchcock folgendermaßen besprochen: „Er führt die Schwächung des Regierungsgefüges zur Erhaltung von Ordnung und Disziplin, das er bereits schwer erschüttert hat, zu Ende. Seine „anti-imperialistische" Formel wird dem internationalen Bolschewismus, unter dessen Decke Deutschland seine Rache vorbereitet, Ermunterung bringen." Wannimmer der neufranzösische Militarismus und Imperialismus zu Worte kommen, wird von Rache geredet und wird die Vergeltung befürchtet.

Was sich heute um den Patriotardenbund sammelt, Imperialisten der „Action Française", die losgelassenen „Gefesselten Männer" Clemenceaus, Militaristen vom Kaliber des Generals Gérard, Politiker mit der Mundweite Jacquots, das sind die Ferkelstecher der Revanche-Praxis und die Nachtreter eines Systems, an welchem sich Frankreich einmal schon beinahe verblutet hätte. Das sind die Säulenheiligen auf dem Postament der Hegemonie über den europäischen Kontinent und die heulenden Dervische in der Nachfolge der Vorherrschaftspolitik Ludwigs XIV. und der napoleonischen Rheinbundidee. Sie haben heute noch nicht gemerkt, daß die erstere Politik grade auf der Pariser Friedenskonferenz geschlagen worden ist, und heute noch nicht gelernt, daß ihnen die Rheinbrücke gesperrt ist.

Unter einer Reihe französischer Geheimdokumente, in welcher die neufranzösische Militärpolitik zur Darstellung gelangt, hat der Zufall ein Buch des Majors Jacquot an den Tag gebracht. Jacquot war Major im Stabe des Generals Gérard, welcher mit seiner achten Armee die Besetzung der Pfalz auf Grund der Bestimmungen des Waffenstillstandes und des Friedens von Versailles durchgeführt hat. Er hat ein Buch geschrieben: Commandant Paul Jacquot, Le Général Gérard et le Palatinat, Novembre 1918–Septembre 1919. Landau-Strasbourg, Imprimerie du Nouveau Journal de Strasbourg. In diesem Buche tritt der Verfasser als Kronzeuge gegen die Politik des neufranzösischen Militarismus, der mit dem Imperialismus der alten Zeit alliert und mit der Politikasterei aller französischen Zeiten assoziiert ist, auf. Die Politik, wie sie in diesem Buch vertreten wird, richtet sich gegen die deutsche Einheit und erblickt in dieser das Haupthindernis für die Durchsetzung der Hegemonie-Politik und die Hauptgefährdung für die Sicherheit Frankreichs. Die „Action Française", das Organ der Zappelfritze und Angstmeier, hatte schon vor Jahresfrist geschrieben, es werde keine Sicherheit für Frankreich geben, "tant qu'on permettra aux Allemands de former une seule nation". Ihren Staat mögen sie nach eigenem Gutdünken organisieren, ob als Republik oder sonstwie, aber "s'ils cherchent à créer une union, que cela soit considéré comme un acte de guerre". Die Aengstlichkeit vor der Wiedervergeltung geht also so weit, daß bereits die Einheit des „Deutschen Reichs" als Kriegshandlung und für Frankreich als Kriegsgrund betrachtet wird.

In dem Buch des Majors Jacquot wird diese Frage viel feiner behandelt. Das Angstgefühl tritt weniger deutlich hervor, der Machtdrang ist ausgesprochener. Auch das Deutsche Reich ist dem Verfasser lediglich eine Machtschöpfung. Das deutsche Kaiserreich war ihm lediglich Bismarck. Mit der Ungenauigkeit eines Franzosen, dem es mehr auf die Fixigkeit als auf die Richtigkeit ankommt, läßt der militärpolitische Schriftsteller Bismarck im Jahr 1848, zusammen mit Metternich, Schwarzenberg und Haynau die deutsche Revolution in Blut ersticken und dann im Jahr 1859 mit eiserner Hand den vergewaltigten und unterjochten deutschen Völkerschaften die preußische Lösung der deutschen Einheit aufzwingen. Er nennt Bismarck den „Roske von 1859".

Mit Bismarck als „Roske von 1859" glauben die neufranzösischen Militaristen und Imperialisten wirklich einen oder den anderen Hund hinter dem Herd der deutschen Einheit hervorlocken zu können. Diese neufranzösische Politik, die im Siegesrausch entstanden ist und nun als Mittel gegen den Katzenjammer dienen soll, will mit der alten abgestandenen Rheinbund-Idee die Brücke über den Rhein schlagen und die ins Wackeln gekommene Sicherheit Frankreichs wieder aufrichten. Diese Politik richtet sich weniger gegen Deutschland als „geographischen Begriff", als daß sie getragen ist vom Haß gegen die Einheit Deutschlands. Diese Politik kennt zwei Arten von deutschen Ländern, „die Reichen im Westen und Süden, die Armen im Norden und Osten". Die im Norden und Osten betreiben indessen den Krieg wie ein nationales Geschäft und haben sich der reicheren Gebiete im Westen und Süden mit Gewalt bemächtigt. Zwischen dem Rheinländer und dem Preußen (den Prusso-Slaves), wie sie in dem Buch Jacquots mit Vorliebe genannt werden, klaffe ein breiter Rassengegensatz. Dieser Gegensatz soll sich auch, nach der Auffassung des Verfassers, in dem schönen Studentenlied: „An den Rhein, an den Rhein", welches als die Warnung eines besorgten Preußen-Vaters gedeutet wird, einen Ausdruck schaffen. Die innere Hohlheit und das niedrige geistige Niveau dieser neufranzösischen militaristischen und imperialistischen Propaganda ergibt sich schon aus dieser einen Entgleisung, die Karl Simrock, den sangesfrohen Rheinländer, in dessen Gedichten sich der romantische Reiz und der tiefsinnige Sagenreichtum seiner Heimat widerspiegeln, zum „preußischen Vater" und eine der Perlen seines dichterischen Empfindens zu einer „Warnung" stempelt. Es ist eine Politik der Verhetzung und Verdrehung, die sich als "franco-allemande" im Gegensatz zu der "franco-prussienne" Unversöhnlichkeit gibt. Diese Politik hat sich mit Schlagworten „Verpreußung", Pfälzer gegen Bayer, Süddeutsche gegen Norddeutsche im Palatinat während der Okkupation durch die Franzosen durchzusetzen versucht.

In einem Vortrage: „Die Franzosen in der Pfalz", dem letzten von sechs Vorträgen, in welchen im Wintersemester 1919–20 der politische, wirtschaftliche und finanzielle Inhalt des Versailler Friedensvertrages von Mitgliedern des Lehrkörpers vor der Heidelberger Studentenschaft besprochen worden ist, führt Professor Dr. Hermann Oncken folgendes aus:

„Vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal die allgemeine Lage, die für die Pfalz durch den Einmarsch der Franzosen im Dezember 1918 geschaffen wurde. Mit einem Schlage war der Rhein die Grenze, militärisch und wirtschaftlich, in allen Dingen des öffentlichen Lebens, ja man darf sagen, geistig und seelisch, er trennte geradezu zwei verschiedene Welten. Bei uns der Fortgang der Revolution, der plötzliche Kollaps eines riesigen Körpers nach der äußersten Ueberanstrengung aller seiner Funktionen, und nun jenes krankhafte Suchen nach neuen Formen, Idealen, Männern, jenes Chaos aller nur erdenkbaren Aspirationen, von gesunden Reformideen und phantastischen Seifenblasen, selbst von verbrecherischen Anschlägen — wir schienen so ausschließlich mit uns selber beschäftigt, als wenn wir mitten im Frieden lebten —, als wenn nicht vielmehr jetzt erst eine räuberische Welt uns das Messer an die Gurgel setzte. Indem die Menschen das Wort Freiheit im Munde führten, fühlten sie kaum, wie unfrei in Wahrheit ihr politischer Wille geworden war. Jenseits des Rheins aber, vergessen wir das nicht, war das Erwachen noch viel bitterer, der Umschlag unvergleichlich heftiger. Nach den vier Jahren der Siege und unsterblichen Ruhmes plötzlich die hastige Rückführung der deutschen Krieger und der Einmarsch des Feindes mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen, eines Feindes, der seinen Truppen immer wieder pathetisch predigte: Ihr seid die Sieger, obgleich er in dem ganzen Kriege deutschen Boden nicht hatte betreten können, der aber um so mehr darauf brannte, dieses Gefühl des Siegers endlich in vollen Zügen auszukosten. Demgegenüber nun die Seelenlage der beweglichen und fröhlichen Pfälzer, die mit dem Wort so rasch bei der Hand sind, wie mit jeder Veränderung ihres Gemütes: von der Luft des deutschen Lebens auf das schärfste abgeschnitten, wirtschaftlich noch schwerer gelähmt als wir, die greifbare Unfreiheit auf Schritt und Tritt vor Augen, vor allem aber völlig im Unklaren und von den Franzosen bewußt in Unklarheit darüber erhalten, was aus dem Deutschen Reiche, aus unserem Staat und seinen Autoritäten, und zumal was aus ihnen selber werden sollte. Wohl gab es auch drüben Parteien und Gegensätze, Entwürfe und Leidenschaften wie bei uns, nur daß das wahre Leben in diesem Abbilde noch blasser, dafür die seelische Desorientierung noch viel ausgeprägter war; wohl stiegen auch drüben, wie bei uns, gleich giftigen Blasen aus der Tiefe, üble Elemente und Konjunkturschmarotzer aller Art empor, aber das alles mußte dort, wo man infolge der Besetzung und der ungewissen Zukunft des Landes in einer ganz anderen Atmosphäre lebte, auch einen anderen Ausweg suchen. Wußte doch niemand, ob das Land nicht, wie im Jahre 1793, einer neuen Franzosenzeit entgegengehe."

Clemenceau, dessen Verständnis für weltgeschichtliche Probleme und volkliche Bestrebungen nicht weiter reichte, als bis zur Kirchturmspitze des nächsten Ortes, in welchem eine Wahlversammlung stattfindet, und der infolge dessen auch der Völkerligabewegung wie einem neuen Tor gegenüberstand, glaubte aus der Frage einer neuen Franzosenzeit für Deutschland ein Wahlissue herausschlagen zu können. Dem Imperialisten André Tardieu, einem der feinsten politischen Köpfe Frankreichs, der ganz bismarckisch dachte, war die Wiedergewinnung der „verlorenen Provinzen" die Sicherung eines Sprungbretts in die Hegemonie über den europäischen Kontinent und ein Mittel zur Emanzipation vom britischen Einfluß. Beiden ward das Brett, dem einen zum Sprunge in die Präsidentschaft der Republik, dem anderen in die Vorherrschaft über Europa, auf der Versailler Konferenz bereits unter den Füßen fortgezogen. An die Stelle des Machtgelüstes trat dann die Besorgnis vor der Vergeltung, welche sich in dem Herumsuchen nach „Garantien" für die Sicherheit Frankreichs äußerte. Wir brauchen Garantien, wir bedürfen des Schutzes! das wurde die Losung eines ganz neuen Militarismus und einer ganz neuen Politik. Als die Propaganda für die Errichtung eines neuen Rheinbundes, wie sie das genannte Buch des Majors Jacquot betrieb, versagte, der Schutzvertrag mit Amerika und England illusorisch, das Völkerligaprojekt nebelhaft wurde, klammerte sich das Schutzbedürfnis an das Friedensinstrument an. An diesem sollte man nicht, wie früher nicht an einem Königswort, drehen noch deuteln. Die Paragraphen des Vertrages sind in der Hand des neufranzösischen Militarismus zum Knüttel und zur Peitsche über Deutschland geworden. Der französische Imperialismus verspritzt das Gift und die Galle seiner Enttäuschung gegen Amerika und heult seine Wut darüber, daß er so ganz vereinsamt und verlassen dasteht, gegen Deutschland. Die Besetzung deutscher Städte in der neutralen Zone, um sich eine Sicherung zu schaffen und Deutschland den Respekt vor dem Versailler Frieden beizubringen, bedeutet eine Zuckung der Angst- und der Wut-Psychose, in welcher sich, nicht Frankreich, wohl aber dessen neue Alarmisten, Militaristen und Imperialisten befinden.

Die „Franzosenzeit", welche diese über Deutschland heraufbeschwören möchten, ist die Mélacs, deren Wahrzeichen heute noch in Ruinen emporragen.

Aber es wird keine zweite derartige „Franzosenzeit" für Deutschland geben. Der neufranzösische Militarismus wird den Säbel wieder einstecken müssen.

Seltsame Prophezeiungen.

Nach dem Tagebuche eines alten Herrn vom Jahre 1849 aus der Umgebung des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers Wilhelm I.

Es dürfte wohl kein Geheimnis sein, daß, gleich anderen Fürstenhäusern, auch im Hause Hohenzollern von jeher Persönlichkeiten, denen die Gabe des Hellsehens und Prophezeiens zu eigen war, Zutritt zu den fürstlichen Gemächern fanden, um hier im engsten Familienkreise Beweise ihrer Fähigkeiten abzulegen. Auch soll das Erscheinen der „Weißen Frau" im Berliner Schlosse stets den Tod eines Sprossen des Hohenzollernhauses untrüglich für die nächsten Tage angekündigt haben, ein Vorgang, der seit mehreren Jahrhunderten im Familienarchiv der Hohenzollern dokumentarisch und beglaubigt niedergelegt ist. Eine Episode, die nicht minder eigenartig berührt, hat sich im Jahre 1849 im Leben des Prinzen Wilhelm abgespielt.

Wohl allbekannt ist die Prophezeiung, die während des Weltkrieges sehr häufig in gläubigen und ungläubigen Kreisen besprochen wurde, daß ein hellsehender Schäfer aus dem Mecklenburgischen schon im Jahre 1840 vorausgesagt haben soll, daß im Jahre 1918 Preußens König seine Getreuen unter einem Birnbaum sammeln könne, so wenige werden es ihrer sein. Diese kannte auch der alte König Wilhelm, denn als er 1849 nach dem badischen Attentat eine wegen ihrer prophetischen Gabe in hohen Kreisen vielgerühmte Zigeunerin um sein Schicksal befragte, wurde ihm die Kunde, daß er 1) einst Deutscher Kaiser und 2) ein einundneunzigjähriger Greis werden würde, 3) daß das Deutsche Reich nur kurze Zeit bestehen und auch den preußischen Königsthron beim Untergang mit sich reißen werde, und 4) erst im Jahre 1927 am 19. März wieder von neuem ein preußischer König zur Regierung käme. Als der Prinz darüber ungläubig lächelte, erbot sich die Zigeunerin, ihm das Gesagte mathematisch zu beweisen; sie hieß ihn die einzelnen Ziffern der damaligen Jahreszahl 1849 untereinander zu stellen, alsdann zu addieren, mit der Summe nochmals dreimal dasselbe Exempel vorzunehmen und zum Schluß die erhaltenen vier Zahlenreihen durch je einen Strich in zwei Hälften zu teilen. Es geschah wie folgt:

18|49	18|71	18|88	19|13
1	1	1	1
8	8	8	9
4	7	8	1
9	1	8	3
18|71	18|88	19|13	19|27

„Sehr gut," sprach die Zigeunerin, „im Jahre 1871, die erste prophetische Zahl, wirst du Deutscher Kaiser werden. Aber auch den Tag der Kaiserkrönung sollst du von mir erfahren. Die größte Zahl vor dem Strich (=18) ist der Tag; die kleinste hinter dem Strich (=1) der Monat deiner Kaiserkrönung." (Tatsächlich wurde Wilhelm am 18. Januar 1871 zu Versailles zum Deutschen Kaiser proklamiert.) „Die zweite prophetische Zahl 1888 ist dein Todesjahr, und da du 1797 geboren bist, wirst du 91 Jahre alt werden. Willst du auch den Todestag wissen, so addiere wiederum die vor dem Striche stehende größere Zahl, das ist 18, getrennt in sich zusammen 1+8=9, also am 9. ist dein Todestag, und zwar in jenem Monat, als die drei kleinsten Zahlen hinter dem Strich, ebenfalls addiert, den Monat ergeben (1+1+1=3), woraus sich der 9. März als der Tag deines Ablebens mir kündet." (Bekanntlich ist Wilhelm I. am 9. März 1888 verschieden.)

Erstaunt und neugierig verlangte der Prinz auch die Deutung der dritten prophetischen Zahl 1913 in der Erwartung, daß diesmal ihre Kunst versagen würde. „Wie du befiehlst," sagte die Zigeunerin in aller Ruhe. „Schon die Ziffer 13 am Ende dieser Jahreszahl ist unglückverkündend, noch mehr aber das oftmalige Vorkommen der zweiten Unglückszahl 8 in der Additionskolonne. 1913 ist das Jahr deines Reiches Untergangs, und zwar, wie die Zahlen vor dem Striche künden, am 18. des Monats, 1+9=10 ergibt den 18. Oktober 1913. An diesem Tage," sagte die Wahrsagerin, „wird einer von deinen Nachkommen von vielen befreundeten Fürsten umgeben sein, die aber keine Freunde, sondern, wie die kleinste Zahl 1 der Zahlenreihe hinter dem Strich beweist, ein Jahr darauf seine erbittertsten Feinde sein werden, die deinem Hause nach einem arg schrecklichen Kriege alles wieder abnehmen werden, was unter deiner Regierung entstanden ist." Und die Zigeunerin hatte recht, denn der 18. Oktober 1913 — der Tag der Einweihung des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig, an dem alle europäischen Fürsten anwesend oder vertreten waren, — war das Präludium zu dem ein Jahr darauf entbrannten Weltkrieg. Zweifelnd und doch sichtlich niedergeschlagen fragte der Prinz die Zigeunerin, ob sie ihm auch weissagen könnte, wie lange der prophezeite Krieg dauern würde, worauf diese ohne Besinnen antwortete:

„So viel mal du die Unglückszahl 8 rechts vom Striche siehst, so viel mal ein Jahr währt der Krieg (mithin 5 Jahre). Da aber", fuhr sie fort, „auch links nochmals die Zahl 8 in Erscheinung tritt, wird noch ein weiteres Jahr vergehen, bis vollständig Friede und der letzte Kriegsteilnehmer heimgekehrt ist." Daß die Zigeunerin sich auch hierin nicht täuschte wissen wir heute zur Genüge.

Der Adjutant des Prinzen Wilhelm versuchte nun eine Entgleisung der Zigeunerin herbeizuführen, um ihr dann beweisen zu können, daß ihre Kunst der mathematischen Prophezeiung doch versagen werde, und stellte die Aufgabe, aus den vorhandenen Berechnungen festzustellen, an welchem Tage der wirkliche Zusammenbruch des Deutschen Reiches erfolgen würde.

„Nichts leichter als dies," entgegnete die Wahrsagerin, und gebot ihm, die verrechneten Jahreszahlen 1871, 1888 und 1913 untereinander zu stellen, wiederum zu addieren und zu halbieren, also:

$$\begin{array}{r} 18|71 \\ 18|88 \\ 19|13 \\ \hline 56|72 \\ \hline 3 \end{array}$$

„Sehen Sie, meine hohen Herren, in dem Resultat 5672 ist alles Wissenswerte von der Zukunft enthüllt; denn die einzelnen Ziffern der geteilten Hälften addiert mithin 5+6=11, also 11. Monat (November), 7+2=9, also d. Tag, 5+6+7=18 also Jahr 1918, ergibt den 9. November 1918." An diesem Tage kam die Revolution in Deutschland zum Ausbruch. Auch hier hatte die Zigeunerin richtig gerechnet.

Und die letzte rechnerische Enthüllung: daß im Jahre 1927 der preußische Königsthron wieder aufgerichtet werden soll, bewies die Zigeunerin dadurch, daß es sich hier in diesem Jahre wieder um einen Thron handelt, wie 1871, mithin nur dieselbe Berechnung wie bei Frage I die Aufklärung geben könne, also bedeute die Zahl 19 vor dem Strich den Tag, mithin am 19. des Monats, die kleinste Zahl hinter dem Strich (dreimal vorhanden) daher 3. Monat (März), ergibt den 19. März 1927. „An diesem Tage wird Preußens Aufstieg wieder beginnen," so schloß die Zigeunerin ihre Prophezeiungen. Reich beschenkt wurde sie vom Hofe entlassen und ward nie mehr gesehen. Ob auch die letzte Berechnung zutrifft, muß die Zukunft entwerfen.

Mögen auch viele über die besprochenen Vorgänge den Kopf schütteln, interessant bleibt es doch, wie die Wahrsagerin durch geschickte Kombination der errechneten Zahlen ihren Prophezeiungen eine glaubhafte Unterlage zu geben wußte. Leser und Leserinnen, die an Weissagungen und Hellseherei glauben (und deren Zahl ist groß), werden mit das Zitat aus Shakespeares „Hamlet" entgegenhalten, das da lautet: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt."

Ob, wie oft, ebenso, ob wieder ein Hohenzollern den Thron besteigen wird,

Opiummißbrauch, Morphinismus und Kokainismus.

Von Prof. Dr. Karl Lewin.

In der Tagespresse finden sich neuerdings immer wieder Mitteilungen über die Zunahme des Mißbrauchs von Betäubungsmitteln aller Art in Deutschland und anderen Ländern. Namentlich der Genuß von Opiaten und des Kokains scheint sich in einer Weise auszubreiten, daß die ernstlichsten Warnungen vor diesen gefährlichen Freunden durchaus am Platze sind. Denn es sind in der Tat gefährliche Freundschaften, die in dem einen Falle ein schwächlicher Wille, im anderen Falle eine Ueberreizung der Nerven oder eine Genußsucht, die keine Grenzen mehr kennt und darum zu außergewöhnlichen Reizmitteln greifen muß, mit jenen Mitteln schließt, die Wohltäter des Menschen sind, wenn wir Aerzte uns ihrer in den richtigen Grenzen und bei der gebotenen Gelegenheit bedienen, die aber zum Verderben gereichen und ins tiefste Elend stürzen, wenn sie ohne Maß und Ziel wie irgendein beliebiges Genußmittel gebraucht werden, ohne daß der Arzt ihre Anwendung für geboten hält oder ihre Wirkung dauernd überwachen kann.

Am längsten bekannt ist der Mißbrauch des Opiums, ein im ganzen Orient weitverbreitetes Laster. In Indien zuerst aufgetaucht, nahm der Opiummißbrauch seinen Weg über ganz Asien und die Türkei, wo ebenso wie in Persien hauptsächlich das Opiumessen in Gebrauch ist, während in China und in den zahlreichen Ländern, wohin die chinesische Einwanderungswelle sich ergoß, das Opiumrauchen mehr verbreitet ist. Welche Verheerungen dieser unselige Hang anrichtet, darüber wissen wir manches aus den Schilderungen von Reisenden in China und den Malaiischen Inseln. Aber auch die Existenz von Opiumhöhlen im Chinesenviertel von New York und anderen Städten mit großen chinesischen Kolonien kennen wir zur Genüge. In Europa ist der Opiummißbrauch weniger bekannt; hier greift man mehr zum Genuß des Morphiums, des wirksamsten Bestandteiles des Opiums, das in ihm in Mengen von zirka 10 bis 20 Prozent enthalten ist. Die furchtbare Wirkung des fortgesetzten Gebrauches von Opium beruht im wesentlichen auf seinem Gehalt an Morphium. Daher gleichen sich auch die Symptome der chronischen Opiumvergiftung und diejenigen des Morphinismus vollkommen. Beim Opiumrauchen, wozu in China eigenartig bereitete Opiumextrakte verwendet werden, geht nach Meyer und Gottlieb ein Teil des Morphiums mit in den Rauch über; ein Teil aber wird wohl dabei zerstört, und so kommt es denn nicht so rasch zu den verderblichen Schädigungen, wie wir sie beim Opiumessen auftreten sehen. Der Mißbrauch des Morphiums wird weniger durch Morphiumessen als durch die Einspritzung des Mittels unter die Haut betrieben, die zur wirkungsvollen Bekämpfung schmerzhafter Zustände am meisten ärztlich angewendet wird. Opium und Morphium sind unsere besten Mittel, um eine Herabsetzung der Schmerzempfindlichkeit zu erzielen, und zwar greifen diese Mittel direkt an diejenigen Stellen des Zentralnervensystems an, wo die Schmerzempfindung uns zum Bewußtsein kommt. Kein anderes Betäubungsmittel hat eine solche fast vollkommen auf die schmerzempfindenden Nervenzentren beschränkte Wirkung. Das Gefährliche aber bei der Verwendung des Opiums und Morphiums ist das eigentümliche Wohlbehagen, die Euphorie, die gleichzeitig mit der Beseitigung der Schmerzempfindung auftritt. Alle unangenehmen Gefühle, Mattigkeit, Hunger und die Empfindung jedes Unbehagens entschwinden. Und so ist es denn begreiflich, daß willensschwache Menschen auch nach dem Vorübergehen aller schmerzhaften Empfindungen, die ursprünglich zur Verordnung des Mittels Anlaß gaben, beim Morphiumgebrauch verharren, weil ihnen das damit verbundene allgemeine Wohlbehagen nunmehr unentbehrlich geworden ist. Welcher Gefahr sie sich freilich damit aussetzen, darüber sind sich die wenigsten klar. Sie empfinden zunächst nichts Unangenehmes. Denn auch ihre geistigen Fähigkeiten sind durch den Morphiumgebrauch zuerst keineswegs eingeschränkt, und die äußere Beruhigung, die schon lange vor der Schlafneigung nach Opium oder Morphium eintritt, erklärt im schärfsten Gegensatz zu der anfangs erregenden Wirkung des Alkohols, die Neigung zu behaglichem ruhigen Hinträumen im Opiumrausch. Da sich indessen der menschliche Organismus bei wiederholter Anwendung aller Mittel leicht an sie gewöhnt, so muß, um die gleiche Wirkung zu erzielen, schon bald die Dosis gesteigert werden, und es kommt nicht selten vor, daß täglich mehrere Gramm Morphium nötig sind, um das ersehnte Wohlbehagen herbeizuführen, das anfangs schon durch ein Zentigramm des Mittels zu erzielen war. Dann aber stellen sich unweigerlich jene Zustände ein, die im Gefolge des Opium- und Morphiummißbrauchs auftreten und die das Kennzeichen des Morphinismus sind. Die Geisteskräfte schwinden, die Kranken werden scheu, ängstlich, neigen zu auffälliger Zerstreutheit. Sie vernachlässigen, wie v. Jaksch schildert, ihre Berufspflichten. All ihr Streben und Denken konzentriert sich darauf, sich das unentbehrliche Gift zu verschaffen, wozu nicht selten die verwerflichsten Mittel angewendet werden. Ihre Teilnahme für die Familie und für ihre Freunde schwindet, und nicht selten entstehen schließlich vollkommene Geistesstörungen. Nicht minder gefährlich sind die körperlichen Schädigungen, die der Opium- und Morphiummißbrauch im Gefolge hat. Es kommt zu Ernährungsstörungen der Haut und ihrer Gebilde. Frühzeitiges Grauwerden des Haars, Trockenheit und Sprödigkeit der Haut treten auf, die Nägel an Fingern und Zehen werden rissig, spröde und glanzlos, die Zähne fallen aus oder es zeigt sich rasch fortschreitende Zahnfäule (Karies). Ganz besonders leiden auch die Verdauungsorgane und ihre Funktionen. Durch häufige Magen-, Darmkatarrhe, chronische Verstopfung und mangelhafte Ausnutzung der Nahrung magern die Kranken erheblich ab, werden blutarm und kraftlos, kurz, es kommt zu jenem frühzeitigen Dahinsiechen, das nicht selten als das Endstadium des Morphinismus bekannt ist.

Im Gegensatz zum Opium und Morphium beruht die Wirkung des Kokains auf einer Herabsetzung der Schmerzempfindung nicht in den Schmerzzentren des Gehirns und Rückenmarks, sondern in den sensiblen Endigungen der Empfindungsnerven der Haut und der Schleimhäute. Der Mißbrauch des Kokains, der uns im Kokainismus entgegentritt, wird meistenteils durch die ärztliche Verwendung des Mittels bei Zuständen eingeleitet, die eine lokale Betäubung an irgendeiner Stelle der Haut oder der Schleimhäute notwendig machen. Das Mittel ist enthalten in den Kokablättern von Erythroxylon Coca, einem im tropischen Südamerika, besonders in Peru und Bolivia wachsenden Strauche, der den Eingeborenen Südamerikas als heilig galt und ihnen als unentbehrliches Genußmittel diente. Die Kokablätter werden von den Eingeborenen mit Pflanzenasche oder mit Kalk vermischt gekaut, und es werden ihrem Genusse die wunderbarsten Wirkungen zugeschrieben. Die Körperkräfte sollen gehoben werden, nach dem Kauen der Blätter sollen die Menschen arbeitslustiger und heiterer werden; sie ertragen Anstrengungen ohne Ermüdung, empfinden Hunger und Durst in erheblich geringerem Grade. In der Tat werden diese Angaben von vielen Forschungsreisenden bestätigt. Heute wird das Kokain von der chemischen Industrie synthetisch dargestellt. Wir kennen seine Eigenschaft, die Haut und Schleimhäute unempfindlich zu machen, erst seit dem Jahre 1880, dank den Untersuchungen v. Anreps, während es in die Medizin durch den Wiener Augenarzt Koller erst 1884 eingeführt wurde. Die örtlich schmerzbetäubende Wirkung auf Haut und Schleimhäute entfaltet das Kokain aber lediglich dann, wenn man es total an irgendeiner schmerzfrei zu machenden Stelle einwirken läßt. Wird es aber in irgendeiner Form den menschlichen Körpersäften einverleibt, sei es durch Aufnahme in den Magen oder durch Einspritzung unter die Haut in größeren Mengen, so kommt es, wenn gewisse Dosen überschritten werden, zu einer Wirkung des Kokains auf das Zentralnervensystem. Diese äußert sich in einer Erregung der Großhirnrinde, die zu Unruhe, Halluzinationen und Delirien führt. Diese erregende Wirkung des Kokains ist offenbar die Ursache, warum die Kokabläter als Genußmittel verwendet werden. Der Kokainismus ist erst ein Laster neuerer Datums. Aber es hat sich gezeigt, daß der Kokainmißbrauch nicht minder verderblich ist als der Morphinismus und der Opiummißbrauch.

Die Symptome des chronischen Kokainmißbrauchs äußern sich in einer frühzeitigen psychischen Schwäche, die in ihrem Auftreten der bei der Gehirnerweichung (progressive Paralyse) beobachteten ähnlich ist. Es treten Halluzinationen und abnorme Empfindungen auf, es kommt zu Krampfanfällen nach Art der epileptischen Krämpfe, Speichelfluß stellt sich ein, manchmal auch abnorme Trockenheit im Halse. Endlich leiden der Appetit und die Verdauung. Füße und Hände werden kühl, die Haut welk und bleich, Herzklopfen, Atemnot, Ohrensausen, Ohnmachtsanfälle machen sich bemerkbar. Unter Zunahme aller dieser Erscheinungen, zu denen sich alsbald Gehörstörungen, Gesichtsstörungen aller Art (Doppeltsehen, Farbensehen, Gesichtsfelddefekte usw.) sowie Geschmackshalluzinationen gesellen, gehen diese Unglücklichen schließlich an Herzschwäche und allgemeiner Entkräftung zugrunde.

So kann denn nicht ernstlich genug davor gewarnt werden, aus Uebermut und Leichtsinn oder aus irgendwelchen anderen Gründen sich dem Laster des Opiummißbrauchs, des Morphinismus oder Kokainismus zu ergeben. Schweres Siechtum ist die unausbleibliche Folge, und ein vorübergehendes angenehmes Gefühl wird teuer erkauft mit unendlichen körperlichen und seelischen Leiden.

Wilhelm von Humboldt und der Zuckerhut.

Auch große Männer haben ihre kleinen Schwächen und treiben zuweilen schnurrige Dinge. Hübsch ist es indessen, wenn sie sich deswegen selbst ein wenig belächeln und aus ihrem Tun kein Hehl machen. Vom greisen Wilhelm von Humboldt, dem großen Gelehrten und